

Mit dem Sprachdidaktiker Gerhard von der Handt
im Gespräch über Sprachbewusstsein in Mutter- und Fremdsprache

»DIE CHANCEN DER ORALITÄT NUTZEN«

DIE: Angebote für das Sprechenlernen gehören zum klassischen Aufgabenspektrum der Erwachsenenbildung, auch wenn die einzelnen Formate selten unter diesem Blickwinkel zusammengefasst werden. Das reicht von Rhetorikkursen über Verkaufstrainings in der Muttersprache bis zum Fremd- und DAZ-Sprachunterricht. Was ist interessant am Sprechenlernen, am gezielten Erwerb mündlicher kommunikativer Kompetenzen?

vdH: Sprechen bezieht sich auf den realen Kommunikationsakt im Gegensatz zum abstrakten Sprachsystem. Es umfasst performative Aspekte von der Aussprache bis zur Sprechtechnik (die übrigens nicht nur für Schauspieler und Nachrichtensprecher, sondern auch für Unterrichtende wichtig sind – die DDR-Lehrerausbildung war hier der bundesdeutschen voraus). Kompetentes Sprechen ist in einer Vielzahl von Situationen nicht nur für das Verständnis, sondern auch für den Erfolg der Kommunikation erforderlich, und zwar in beruflichen wie in privaten Situationen und auch im Bildungssystem. Wir wollen überzeugend argumentieren oder erfolgreich mit dem anderen Geschlecht kommunizieren. Das können wir in Verhandlungstrainings oder Flirtkursen lernen. Auch Schlagfertigkeitkurse erfreuen sich großer Beliebtheit.

DIE: Welche Wirkung können diese Angebote beanspruchen?

vdH: Sie können eine gute Grundlage bilden. Eine schablonenhafte Umsetzung von kommunikativen Taktiken und Strategien in die eigene Welt wird jedoch eher zu Irritationen führen. Fernziel muss bleiben, eine persönliche und authentische Sprache und einen entsprechenden Sprechstil zu finden – in eigener Verantwortung. Dieses Ziel geht



Gerhard von der Handt (vdH) ist ein Urgestein in der Belegschaft des DIE. Der gelernte Romanist und Linguist gehörte bereits in den 1970er Jahren zum Team der Pädagogischen Arbeitsstelle des Deutschen Volkshochschul-Verbandes (PAS), aus dem später das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung hervorgegangen ist. Den Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift ist der Solinger schon oft in seinen Schwarz-Weiß-Fotos in den Blickpunkten begegnet. Sieben Jahre nach seiner Pensionierung stand der Experte für das Sprachenlernen Erwachsener erstmals für ein Interview mit DIE zur Verfügung. Redakteur **Peter Brandt** sprach mit ihm über das Sprechen und ent-sprechen-de Metakompetenzen.

sicher über die Möglichkeiten eines einzelnen Kurses hinaus, der hierfür aber wichtige Anstöße gibt. Man kann übrigens gar nicht deutlich genug darauf hinweisen, dass Mündlichkeit nicht nur die mündliche Produktion, vulgo Sprechen, sondern auch die Rezeption, also Hören, umfasst. Die Fähigkeit, komplexe Texte zu verstehen, ist nichts Selbstverständliches. Sie wird in der Schule gelernt und muss in der Erwachsenenbildung erhalten und gepflegt

werden, in manchen Fällen sogar erst einmal auf rudimentärer Basis ausgebildet werden. Sprechen und Hören müssen zusammen gesehen werden. Nur wer weiß, wie Hören funktioniert, kann auch erfolgreich sprechen.

DIE: In den eben genannten Angeboten lernt man, reflektiert und gezielt Sprache in Kommunikationssituationen einzusetzen. Hat diese Kompetenz einen Namen?

vdH: Diese Metakompetenz wird gemeinhin als Sprachbewusstsein oder *language awareness* bezeichnet. Sprachbewusstsein lässt sich in der Praxis ganz konkret über Beispiele aufbauen. Ihr Erwerb kommt also ohne Theorieballast aus. Das Sprachbewusstsein ist unabdingbar für selbständiges Weiterlernen – über den Kursraum hinaus. Zum Sprachbewusstsein zählt zum Beispiel auch, zu wissen, in welchem Kontext man bestimmte Sprachvarianten, z.B. eine regionale Sprachfärbung, einspielt und wo eher nicht.

»Jemand, der nur Hochdeutsch spricht, ist verdächtig«

DIE: Dialekt wird nicht überall gern gesehen resp. gehört.

vdH: Üblicherweise differenzieren wir Erwachsenen das intuitiv bereits je nach Domäne. Im privaten Bereich werden wir oft regional gefärbtes Deutsch sprechen, in beruflichen Zusammenhängen ist das Hochdeutsch an der Reihe. Wobei eine kleine Prise von Regiolekt Menschen authentisch erscheinen lässt.

DIE: Regiolekte?

vdH: Regiolekte sind auf einer mittleren Ebene zwischen reinem Hochdeutsch und den Dialekten, also z.B. Öcher Platt (Aachener Platt, d. Red.) angesiedelt.

Das Rheinische wäre so ein Regiolekt mit seiner bestimmten Färbung und besonderen Wörtern. Dass Adenauer so beliebt war, hing auch damit zusammen, dass man ihn wegen seines Regiolekts geerdet fand. Jemand, der nur abstrakt Hochdeutsch spricht, ist irgendwie verdächtig. Heute gibt es kaum noch »richtige« dialektale Sprecher, dahingegen ist eine mehr oder minder merkliche regiolektale Tönung nicht selten, auch in nicht alltäglichen Kontexten. Ich habe sprachwissenschaftliche Fachleute erlebt, die das Publikum mit ihrem österreichischen Tonfall charmierten. Nicht verschwiegen werden soll, dass österreichische Sprachwissenschaftler die in der (auch medialen) Öffentlichkeit verwendete Version des Deutschen als eigenständige Sprachvariante betrachten, in Übertragung des aus dem Englischen stammenden sog. plurizentrischen Ansatzes.

DIE: *Beim Sprechen gezielt Amüsement zu erzielen wäre also auch Ausdruck dieser language awareness. Kann man diese Metakompetenz eigentlich auch im Fremdsprachenunterricht erlernen?*

vdH: Die Ausbildung eines Sprachbewusstseins ist zentraler Bestandteil moderner Sprachdidaktik, die mündlicher Sprachkompetenz gegenüber sehr aufgeschlossen ist. Das war natürlich nicht immer so. Die Sprachwissenschaften waren früher stark auf die analytische Beschäftigung mit schriftlichen Dokumenten ausgerichtet. Seit einigen Jahrzehnten ist man auch am Alltagsgebrauch interessiert; damit ist auch die Mündlichkeit verstärkt in den Vordergrund getreten. Es gibt u.a. Spezialweige, die Corpora gesprochener Sprache beforschen. So werden zum Beispiel Tonaufzeichnungen archiviert von Personen, die die letzten ihrer Art sind, die Sprachen oder Dialekte beherrschen. Es gibt auch ein großes Interesse an den Veränderungen des Sprachgebrauchs durch die Medien, über mündlich oder schriftlich orientierte Kommunikation in mündlichen und schriftlichen Kanälen. Da gibt es ja

alle nur denkbaren Varianten: Geschriebene Texte im mündlichen Kanal wie Vorlesungen oder Festreden; umgekehrt gibt es im Zuge der Digitalisierung zunehmend gesprochenes Wort im schriftlichen Kanal, z.B. in Messaging-Diensten oder Blogs. Anfangs bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts hatte man sich noch vorwiegend mit schriftlichen Texten beschäftigt. Ich möchte das gar nicht verurteilen. Ziel war damals, über die schriftlichen Quellen andere, z.T. antike Kulturen kennen zu lernen. Mit mehr Migration, mehr Tourismus und mehr globalem Handel trat nach dem Zweiten Weltkrieg das Ziel in den Vordergrund, sich im Alltag kommunikativ zu bewähren. Auch wenn es schon immer Methoden mit der Priorität alltagssprachlicher Kommunikativität gab, so vollzieht sich dieser Paradigmenwechsel insgesamt doch erst, seit der Tourismus erstarkte und Konzerne anfangen, international zu agieren.

»Erwachsenenbildung war damals Lokomotive«

DIE: *Hat die Erwachsenenbildung darauf reagiert?*

vdH: Es hat in der Fremdsprachendidaktik eine Entwicklung zur Mündlichkeit hin gegeben. Erwachsene sollten die Zielsprache hören und sprechen lernen. Die Schrift störte nach damaliger Auffassung des audiolingualen Ansatzes nur dabei. Das war eine Reaktion auf die weitgehende Schriftlichkeit des Sprachunterrichts vorher, sicherlich sogar eine Überreaktion. Die Erwachsenenbildung war damals eine Lokomotive dafür, dass Fremdsprachenunterricht bereits in der Zielsprache *sprechend* und *hörend* unterrichtet wurde. Die PAS (*die Vorläufer-Einrichtung des DIE, d. Red.*) hatte damals im Rahmen des Zertifikatsprojekts zum ersten Mal explizit Lernziele formuliert, die auf Mündlichkeit in der Alltagswelt ausgerichtet waren. In diesen Zeiten waren wir fortschrittlicher als die Schule. Es gab eine regelrechte Emanzipation von der Schule, u.a. mit

eigenständigen Lehrwerken. In denen wurde zunehmend die mündliche Sprache vorgestellt, geübt, angewendet. Die Veränderungen vollzogen sich ungefähr ab Anfang der 1970er Jahre im Zuge der audiolingualen und audiovisuellen Didaktik, in deren Folge auch die Sprachlabore eingerichtet wurden.

DIE: *Und heute?*

vdH: Heute praktiziert man eine aufgeklärte Variante in der Frage, in welcher Sprache der Fremdsprachenunterricht stattzufinden habe. Man lässt z.B. auch wieder Erklärungen in der Ausgangssprache zu. Weiterhin ist das Verhältnis Mündlichkeit/Schriftlichkeit wieder ausgewogener. Leider hat die Erwachsenenbildung ihre Lokomotiv-Funktion eingebüßt. So findet der Mehrsprachigkeitsansatz in der Erwachsenenbildung kaum oder überhaupt nicht statt. Dabei werden, z.B. im Falle von Französisch, Kenntnisse einer weiteren romanischen Sprache vermittelt, so dass z.B. zusätzlich eine Lesekompetenz im Spanischen aufgebaut wird. Sprachkompetenz bedeutet mehr als die Addition von einzelnen isolierten Sprachen; Transfer und Rücktransfer (auch von und zur Muttersprache) sollten bewusst in den Lernprozess einbezogen werden. Vom gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen, welcher sich diesem Ansatz verpflichtet fühlt, werden nur die inzwischen weithin verbreiteten Niveaubestufungen wahrgenommen, was einer unverantwortlichen Verkürzung gleichkommt.

DIE: *Kommen wir noch einmal auf das Sprachbewusstsein zurück. Sollte es ein Ziel von Sprachkursen für Zuwanderer sein, dieses zu erwerben?*

vdH: Eine solche Metakompetenz gehört da unbedingt rein. Sie ist Teil eines interkulturellen Sprachunterrichts, der darauf abzielt, Sprache und Kultur zu verstehen – im Unterschied zum früheren kommunikativen Sprachunterricht, wo es nur darum ging, dass man erfolgreich den Weg zum Bahnhof erfragen kann. Nehmen wir noch einmal das Thema Regiolekt:

Die Migranten müssen natürlich hochdeutsch sprechen lernen, aber sie sind in Kontexten unterwegs, die von Regionalken geprägt sind. Diese sprachliche Realität gilt es in den Unterricht reinzuholen. »Wir lernen hier eine bestimmte Sorte Deutsch, aber ihr hört um euch herum ein anderes.« So versucht man, Sprachbewusstsein zu erzeugen, um unterschiedliche Arten der Zielsprache anwenden zu lernen abhängig von der Region, dem Kontext und auch der Persönlichkeit. Um im Fußballklub anerkannt zu werden, muss ich über einen bestimmten Sprech verfügen, einen sog. Soziolekt sprechen können. Der Sprachunterricht muss Strategien entwickeln, dass verschiedene Formen von Mündlichkeit unterschieden werden können und ein reflektierter aktiver Einsatz ermöglicht wird.

»Gestik, Mimik, Proxemik«

DIE: Wie gut geht das mit Lernmedien?

vdH: Für diese Aspekte müssen die einmaligen Chancen der Face-to-Face-Kommunikation genutzt werden, z.B. der ganze Bereich der Gestik und Mimik. Weggucken ist ja zum Beispiel ein unentbehrliches Signal beim Face-to-Face-Lernen. Auch die Proxemik ist ein interessanter Lerngegenstand, also der kulturell unterschiedlich als angemessen angesehene Abstand zu meinem Gegenüber. Diejenigen Lernanteile, die mehr auf Schriftlichkeit abzielen und auf die rezeptiven Fähig- bzw Fertigkeiten, können gut in Medien ausgelagert werden. Damit aus Fähigkeiten allmählich automatisch ablaufende Fertigkeiten werden, sind intensive und zeitaufwändige Übungsphasen notwendig. Man bekommt dann einen Blended-Learning-Ansatz mit einem weitgehend oralen Gruppenunterricht. Für die E-Learning-Teile benötigen die Teilnehmenden natürlich entsprechende Unterstützung.

DIE: Welche Ziele würden Sie für diesen oralen Gruppenunterricht im Migrations- und Integrationskontext setzen?

vdH: Da komme ich wieder auf den interkulturellen Sprachunterricht zurück. Es müsste darum gehen zu lernen, unterschiedliche Perspektiven einzunehmen. Zu sehen, welche Perspektive eine Deutsche hat, wie sie denkt und spricht, was nicht bedeutet, dass man diese Perspektive übernehmen müsste, Integration ist ja nicht mit Assimilation zu verwechseln. Und die Zugewanderten sollten lernen, ihre Sichtweisen darzubieten zu können. Und zwar ebenso wie die Deutschen in einer Form, die nicht ultimativ und »alternativlos« ist. Kommunikation ist als Aushandlung zu begreifen und nicht als ideologisches Aufeinanderprallen von Fronten. Wobei man sieht, dass Sprachenlernen bei weitem über Wörter oder Grammatik hinausgeht und letztlich die ganze Persönlichkeit berührt. Eine junge deutsche Frau müsste einer Migrantin im Kurs sagen können: »Ich verstehe nicht ganz, warum du mit dem Kopftuch rumläufst.« Und diese könnte wiederum der Deutschen ihren Standpunkt erklären. Nicht immer wird das zu einer gemeinsamen Überzeugung führen. Aber das tun auch Gespräche zwischen zwei Deutschen mit unterschiedlichen Meinungen nicht, das ist ganz normal. Der Unterricht muss hierfür den Boden bereiten, in erster Linie sprachlich.

DIE: Was wäre dafür zu tun?

vdH: Das erfordert eine Umorientierung im Denken und Verhalten; es erfordert, die Teilnehmenden als gleichwertige Partner zu akzeptieren. Darin ist die Erwachsenenbildung aber geübt, und das entspricht ihren theoretischen Ansätzen. Sie kann noch mehr die

Chancen der Oralität nutzen und sollte die Sprachwirklichkeiten der Teilnehmenden noch intensiver hineinholen, ihre Lebenswelten, ihre Kommunikationsschwierigkeiten, ihre persönlichen Bedürfnisse. Diese Individualisierung des Sprachunterrichts erreicht man durch die Nutzung von individualisierenden Methoden. Die modernen Lehrwerke ermöglichen das schon sehr gut.



alle Fotos zum Interview: Jan Rohwerder

DIE: Ist das – gerade im Blick auf die knappen Zeitbudgets in Integrationskursen – nicht etwas ambitioniert?

vdH: Ziele müssen anspruchsvoll gesetzt werden. Man darf nicht sofort mit den Beschränkungen anfangen. In der Praxis gibt es sicher eine Reihe von Hindernissen, warum das nicht sofort und in Gänze realisiert werden kann, aber ich meine doch, das wäre das Fernziel, und jeder ist aufgerufen, seinen Teil dazu beizutragen.

DIE: Danke für das Gespräch.